

Messmer Jocheli

Autor(en): **Kollbrunner, Oskar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **33 (1929-1930)**

Heft 18

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670728>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mittagszauber.

Im Garten wandelt hohe Mittagszeit,
Der Rasen glänzt, die Wipfel Schatten breit;
Von oben steht, getaucht in Sonnenschein
Und leuchtend blau, der alte Dom herein.

Am Birnbaum sitzt mein Töchterchen im Gras;
Die Märchen liest sie, die als Kind ich las;
Ihr Antlitz glüht, es ziehn durch ihren Sinn
Schneewittchen, Däumling, Schlangenkönigin.

Kein Laut von außen stört; 's ist Feiertag —
Nur dann und wann vom Turm ein Blockenschlag,
Nur dann und wann der mattgedämpfte Schall
Im hohen Gras von eines Apfels Fall.

Da kommt auf mich ein Dämmern wunderbar;
Gleichwie im Traum verschmilzt, was ist und war:
Die Seele löst sich und verliert sich weit
Ins Märchenreich der eignen Kinderzeit.

Emanuel Geibel.

Meßmer Jocheli.

Von Oskar Kollbrunner.

Gestern saß ich mit dem Meßmer unseres Kirchspiels auf der niederen Friedhofmauer, die sich wie ein Steinfranz um das jetzt im Frühling prangende Paradiesgärtlein der Heimgefundenen legt. Wir wärmten uns wie Eidechsen an der jungen, Strahlgold verschwendenden Sonne. Hinter uns lustrauschten die Tannen des Stutzwaldes. Die vorwitzigsten derselben führten ihre Schatten bis über die Mauer spazieren und legten sie leise verdunkelnd auf die Grabhügel. Es war, als wüßten sie, daß in diesen Totenheimaten Holz von ihrem Holze vermoderte oder bereits in Erde übergegangen war. So legen sich Hunde auf das Grab ihrer Meister im Gefühl der Zusammengehörigkeit und Treue.

Der Meßmer Jocheli paffte wie Mord und Brand schlechtriachende Tabakwolken aus dem Bartgestrüpp, das seinen Mund derart überstachelte, daß er ohne das wegweisende Gipspfeifchen kaum wahrzunehmen gewesen wäre. Meßmer Jocheli hatte vor kurzem seinen vierundachtzigsten Geburtstag gefeiert, aber ich kann mich nicht entsinnen, ihn je anders gesehen zu haben als jetzt, da er mit mir auf der Mauer rastete und die haarverklebten, mit Pfiffigkeit geladenen, etwas vergilbten Braunauglein über Friedhof und Kirche und dann über das tiefer am Stutzhügel nistende Dorf wandern ließ.

Schon vor dreißig Jahren, zu meiner Jugendzeit, hatte er dieselben, stets blank polierten Ohrringlein getragen. Stolz, wie ein Appenzeller Senn. Es waren eigentlich Vorhangringchen, der Konstruktion nach, nur daß sie aus Gold gefügt sein mußten. Wie hätten sie sonst so blitzblanken Scheins all diese Jahre überdauern können!

Schon vor dreißig Jahren kleidete er sich wie heute, da er im Alter des Mummelgreises lebte, da ihm jedes Jährchen an der Sonne als ein besonderes Gnadengeschenk Gottes erscheinen mußte. Da kam zuerst von oben angefangen das ulkige, grauangelauene Schwarzhütchen, mit zerknittertem, aufgekremptem Rand. Modell etwa 1880. Er trug es, ausgenommen an Sonn- und Feiertagen, mit unerschütterlichem Gleichmut durch Jahrzehnt und Jahrzehnt. Es war fürwahr ein historisches, beinahe legendäres Kopfbedeckungsstück. Die meist monatelang nicht geschorenen, ehrwürdigen Hauptthaare verdeckte es kaum zur Hälfte. So kam es, daß in kalten Wintern diese Absalomslocken voll kleiner Eiszapfen hingen — vom Struppbart gar nicht zu reden — und unser Meßmer wie ein Faun durchs Dorf stapfte. Unter dem Kopf, von dem man wie gesagt kaum etwas sah, als Haar und Augen, dazu eine etwas breit gequetschte Nase, unter diesem Pudelgesicht trug er den üblichen, niedergelegten Bauernkragen und zwar aus Papier gefertigt und dazwischen die schwarze, winzige Kravatte, Mücke genannt, über dem grobkarrierten Flanellhemd.

Hock und Hose konnten jedenfalls bald ihr goldenes Jubiläum feiern. Sie waren von einer verblichenen Laubfroschfarbe, geflickt nach roten und die reinsten Speckschwarten. Ich bin sicher, daß die vorsintflutlich zugeschnittene Klappenhose ohne Meßmer und ohne Hosenträger frei an irgend einem Ort hätte auf ihren Rohrbeinen stehen können. Die Schuhe allein waren jüngeren Datums und derart eingeschiert, daß sie in der Sonne glänzten wie der stets frisch gesalbte Kropf der Lumpenbabette unseres Dorfes.

Es ist mir nun ganz und gar nicht darum zu tun, mich lustig zu machen über meinen alten Freund Jocheli. Nein, ich möchte nur seine Gestalt, seine Originalität, die eine vollkommen zwangslose, ungesuchte und ungekünstelte ist, vor dem schnellen Vergessenwerden bewahren helfen, denn es wird unser Meßmer sein ewiges Leben wohl auch nicht auf dieser Welt schon haben.

Allerdings meinte er gestern auf der Mauer mit einer Baßstimme, die keine Widerrede duldete: „I tue no menge undere, vor i selber gang.“ Mit diesem Ausdruck „undere tue“, wählte er den goldenen Mittelweg zwischen seinen Beerdigungsausdrücken. Hat nämlich der alte Jocheli einen Menschen zu Lebzeiten recht gern gehabt, dann „begräbt“ er ihn, dann sagt er: „I ha wieder en liebe Gründ begrabe.“ Ist ihm der Verstorbene gleichgültig, dann äußert er sich schon weniger christlich, dann hat er ihn „undere tue“. Hat er aber gar einen Spitz auf einen, wie lezthün etwa auf die Hudelgret des Nachbardorfes, die durch Magen-schluf Schluf machte mit ihrem verhudelten Leben, so meint er lakonisch nach der Bestattung: „So, jek hemmer die Hex verlochet.“ Handelt es sich um einen Mann, so heißt es ebenso fromm: „So, jek hemmer dä Sudreuel verlochet.“

Jocheli teilt demzufolge die Menschen in drei Klassen ein. Er aber ist eine Klasse für sich.

Man könnte nun auf die Idee verfallen, als wäre es mit seiner Frömmigkeit nicht allzu weit her. Das sollte ihm einer unter die Nase reiben. Er, der Meßmer Jocheli und nicht fromm. Da käme man ihm geschliffen!

Er behauptete gestern, die Bibel zwanzig Mal von vorn nach hinten und von hinten nach vorn studiert zu haben. Ich wagte nicht, ihn auf Herz und Nieren zu prüfen, weil ich mich nicht mit ihm verfeinden wollte. Ich sagte nur, da habe er es wohl nicht wie jener Bauer, der erklärte, die Bibel bis auf die letzten Kapitel durchstudiert zu haben, als der Pfarrer meinte: „Haben Sie den Satz auch schon gelesen — Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde?“ — worauf das Bäuerlein ehrlich den Kopf schüttelte und treuherzig bekannte: „Nei, so wyt bin i jek doch no nid cho.“

Eins ist sicher, daß Jocheli wenigstens gebetfest ist, sonst hätte er nicht lezthün einem Aushilfspfarrer eine Rüge erteilen können, der da also anhub zu beten: „Im Namen des Waters, des Sohnes, des heiligen Geistes.“ — „Es

heißt: und des heiligen Geistes“ — soll er nach der Predigt den Pfarrer gemäßregelt haben, der ihm lächelnd das Zugeständnis seines Imfehlereins gemacht habe, worüber die Auglein des Jocheli wie polierte Abendmahlskelche gegläntzt haben sollen.

Fromm oder nicht fromm — wenn der Meßmer Jocheli am Glockenseil zieht, so geschieht dies mit einer Feierlichkeit, die selbst die Turmdohlen nicht zu erklären vermögen. Sein noch von der Hochzeit mit der ersten Frau herrührender Frack schwalbenschwanzt dabei ebenso feierlich auf und ab. Jeder, der einen Sitzplatz auf der Empore haben will, muß notgedrungen am Lüttkünstler Jocheli vorbei und wehe, wenn etwa so einen jungen Frak über der tödlichen Ernsthaftigkeit des Meßmers ein Lachen anfällt. Da braucht er nicht lang auf die Maulschelle oder auf die Ohrfeige zu warten. Gott läßt seiner nicht spotten und der Meßmer Jocheli seiner noch viel weniger.

Während des Gottesdienstes sitzt Jocheli an dem übersichtlichsten Platz des Gotteshauses. Auf einem geschnitzten Stuhl, der so recht den würdigen Hintergrund zu seiner patriarchalischen Erscheinung abgibt. Erst springen seine Blicke wie Grasshüpfer nach allen Richtungen des Strahlenbündels und suchen gewissenhaft jeden Winkel nach einer allfälligen Störung des gepredigten Gotteswortes ab. Ist er einigermaßen beruhigt, daß nichts Unbotmäßiges geschieht, so macht er sein obligatorisches Nicken. Deshalb weiß er, wenn man ihn nachher fragt, die Predigt doch auswendig. Der Herr gibt es den Seinen im Schlafe. Daß er immer zur rechten Zeit ganz automatisch aufwacht, ist ein Kunststück langer Übung.

Eine seiner stärksten Rollen spielt er in der Kinderlehre. Wehe, wenn so ein Bürschchen pfnuselt oder sonstwie sich unartig zeigt. Da kommt unser Jocheli gemessenen Schrittes und wie ein böser Geist daher, packt den armen Sünder zum Aufheulen unsanft am Ohrläppchen und spediert ihn mit der Miene eines Bützels nach dem Schandwinkel.

Die guten Tage erblühen unserm Alten bei Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen. Da lüchelt er nach dem Extrafranken wie die Raße nach der Maus. Kennt er die Leute als bakenklauberisch, so kann man sicher sein, daß er am Glockenseil auch nicht einen einzigen Zug zu viel tut. Er hat mir übrigens verraten, daß er außer für das Türjöläuten mit den Sturm-

glocken die Anzahl der Züge bei jeder Läutverrichtung strengstens bestimmt habe. So ziehe er beim Betzeitläuten so viel Mal, beim zur Kirchläuten so viel Mal und beim zu einer Bestattung Läuten so und so viel Mal am Seil. Er hat das alles haargenau in einem uralten, moderigen Notizbuch aufnotiert, ein Kuriosum, in das er mir einmal Einblick gewährte, als ich ihm einige Dreier Noten spendierte. Mefmer Jocheli schlüpfert nur Noten und zwar mit einer beneidenswerten Bedächtigkeit seine drei bis vier Schoppen an einem ordinären Tag. Er weiß, was ihm gut tut.

Also sein Notizbuch hat er mir gezeigt, aus dessen Inhalt ich ein paar Stichproben geben will. „Am sechszehnten Aprellen 1891 Regeli Lebrecht verlochert. Armengenoßig. Kein Trinkgeld.“ — „Am zwaten Hornung 95 alt Vorsteher Riemenschneider beerdigt. Einen Fünfliber extra. Der Herr habe ihn selig.“ — „Sonntag Lätäre 98 für Türöffnen, speziell langes Geläut, da Pfarrer zu spät, für Plätzeanweisen und Unterweisung was zu tun bei Hochzeit Fassbinder Chuder — nichts.“ Zwischen all den vielen ähnlichen Aufzeichnungen allerlei Glosjen über das Wetter, Grabsteine, Dorfbachüberschwemmungen, Kirchenräte, Pfarrherren und Kirchenreparaturen. Einer der besten Tage muß Vorbereitsonntag oder Palmtag vor Ostern 1899 gewesen sein. Da heißt es ausdrücklich: „Grippe im Dorf. Es blieben gut drei Liter Abendmahlwein übrig. Dazu für Osterblumenbeforgung Grab Wittfrau Hochueli zwei Franken. Sie ruhe sanft.“

So wäre noch gar manches über ihn erwähnenswert. Als ich gestern neben ihm auf der Mauer in der Sonne saß, paßte er einmal eine ganze lange Weile, ohne ein Wort zu sagen, vor sich hin. Es war mir, als ob er mit den Augen die Gräber abpatrouilliere, um bei jedem sich ein Bild und ein Urteil über den einst Lebenden zu machen. Es war mir, als hielte er eine große Heerschau der Toten, die unter der besonnten Erde schliefen. Ameisen liefen mit Lasten größer als ihr Körper auf der rissigen Mauer hin und her. So hatten ihrer viele, die da unten in Reih und Glied lagen, Schicksal-lasten getragen, unter denen sie zusammenbrachen. Lenzblumen blühten um die Gedenksteine. So blühte denen da unten jetzt der ewige Friede.

Auf einmal räusperte sich Mefmer Jocheli.

Dann meinte er im breitesten Dialekt, den ich lieber ins Schriftdeutsche übersetzen möchte: „Siehst du, das ist jetzt mein Reich. Da soll mir keiner drein reden. Man wirft mir vor, ich sei zu prozig, zu rechthaberisch hier oben. Die Kirche und das ganze Drum und Dran gehöre schließlich den Gemeindegliedern und nicht dem Mefmer. Aber glaube mir, wenn man so Jahrzehnt um Jahrzehnt hier oben gelebt und gedacht und gewirkt hat, dann wächst einem jeder Erdschollen, jedes Ding so ans Herz, daß man meint, es sei innerstes Eigentum. Und darum sage ich, dieser Ort gehört in erster Linie mir. Siehst du jene Linde dort? Die hat noch mein Vater gepflanzt, und der ist schon Mefmer gewesen. So ist mir das Mefmeramt gleichsam in die Wiege gelegt worden. Ich war dabei, als wir vor vierzig Jahren neue Glocken erhielten, und ich kann dir schon sagen, als sie die alten Glocken herunterholten, packte mich der Schmerz, daß ich mit Gewalt an mich halten mußte, um nicht loszuheulen. Nachts habe ich mich auf den Kirchhof geschlichen, um noch einmal eine Stunde um die alten, lieben Glocken zu sein, die tags darauf abgeholt werden sollten. Ich habe mit ihnen geschwätzt und sie liebkost wie Kinder. Der Furiwegbauer, der zufällig in später Stunde am Kirchhof vorbei ging, muß mich in meinen Monologen belauscht haben. Denn schon am andern Mittag ging das Gerücht im Dorf herum, der Mefmer sei irrsinnig geworden, was sich natürlich als erfunden herausstellen mußte. Das ist der harte, prozige Mefmer Jocheli. Es wird einem so vieles im Leben falsch ausgelegt und dann: man hat seine Feinde. Siehst du, diesen Winter hat es die Großtanne da hinten im Mefmergut, weißt, die, welche über und über in braunen Zapfen stand, umgeworfen. Da hieß es gleich: die Tanne gehört der Gemeinde. Was Gemeinde? Wie Gemeinde? Sie gehört mir. Mir gehört sie, habe ich ihnen zugerufen. Mit mir, als mein Nachbar, ist sie alt und gebrechlich geworden, und mich will sie wärmen mit ihrem toten Körper, mich und keinen andern. Es hat viel gebraucht, bis man sie mir überlassen hat, denn ihre Logik ist nicht meine Logik, und ihre Seele ist nicht meine Seele.“

Mefmer Jocheli erhob sich und stopfte mit etwas zitterigen Fingern sein Gipspfeifchen. Dann befestigte er ein Maßliebchen, das sich sanftblau aus einer Mauerritze gedrängt hatte, auf seinem ulfigen Hütchen, so daß ein ganzer

Kleiner Frühling über dem Saarbalg zu blühen begann.

Nach einer Weile gab er mir die Hand und „töbelte“ gemessenen Schrittes ins Dorf hinab.

Urschel, seine ledige Tochter, bei der er aus und ein ging, hatte auf vier Uhr den Kaffee angefragt, und diesen durfte der Metzger Focheli so wenig verpassen wie das Betzeitläuten.

's Brienzerchueli.

Vom Zyböri.

Der Sigmund bringt vom Surfermärt
es g'schäggets Brienzerchueli hei.
Im S'paf hed d'Muetter ufbegährt,
me heig das Johr suft ned z'viel Heu.

Es prächtigs Chueli isch' zwor scho.
Ich guet im Griff, der Rügge grad,
Das stellt sis Uter öbbe no,
es Grindli heds, e wahre S'taat.

Zwei pukti Hörndli, weiß we stolz,
e zarti Huut, we syne Zwilch.

S'isch schad, as 'nor vo — Lindeholz,
suft gäbs bimeich zäh Viter Milch.

Enteignung.

Von Wilhelm Wendling.

Städte sind wie Wälder. Alte Häuser fallen und neue wachsen wieder empor. Die alten Kirchen, Schlösser und Rathhäuser aber überdauern den Wechsel, und wie man oft wenige mächtige Bäume beim Holzschlag stehen läßt, so ragen diese steinernen Zeugen verklungener Zeiten in die Gegenwart hinein. Sie scheinen mit ihren dicken, unverwüßlichen Mauern wie Wellenbrecher in der tosenden Brandung des Verkehrs zu stehen und der Zeit und den Menschen Troß zu bieten.

Ja, ihr habt gut trocken! Aber seht doch dieses kleine, schiefe Häuschen mit altersgrauen, angemosten Wänden und altmodischen Läden, mitten unter den modernen Geschäftsbauten, die es fast erdrücken! Dort brandet der Verkehr doppelt stark gegen das winzige verwunschene Schneckenhaus, es schiebt sich ein paar Meter quer in die Straße hinein, denn die Gassen waren in der guten, alten Zeit enger, und die neuen Häuser hatte man darum zurückgebaut. Vor ein paar Jahren war die alte Straßenfront gefallen, die Hausbesitzer hatten dabei ein gutes Geschäft gemacht. Jeder Quadratmeter Boden, jeder Stein war ihnen sozusagen mit Gold aufgewogen worden. Nur der Besitzer unseres Schneckenhäuschens hatte den verlockendsten Angeboten widerstanden. Er wollte einfach nicht. Was sollte er mit dem vielen Gelde! Nein, er wollte in dem Hause seiner Väter leben und sterben. Er war alt und der Letzte seiner Familie, man sollte von ihm nicht

sagen können, daß er sein Erbe im Stich gelassen.

So wuchsen die neuen großen Häuser rings um das kleine alte Nest empor und nahmen ihm Licht und Luft, es stand wie ein zerfallener Sarg im Getriebe des Lebens. Hinter seinen niedrigen, kaum kniehoch über den Fußsteig liegenden Fenstern aber saß der Alte, unter seinem Großväterhausrat, rauchte seinen Knaster und blickte fast schadenfroh durch die Vorhänge. Draußen war ein unaufhörliches Lärmen, Autos rasten vorbei, Straßenbahnen klingelten, und unzählige Menschen drängten hastig vorüber, die Fensteröffnungen mit ihren eilenden Leibern beschattend. Der Alte kicherte in sich hinein. War das nicht prächtig, so geruhlos und sicher mitten in dieser lauten, hastenden Gegenwart im Lehnstuhl zu sitzen und von alten Zeiten zu träumen? Habt ihr denn gar keine Zeit, ihr da draußen, dachte er, — am liebsten möchtet ihr mein Häuschen umrennen. Ja, es steht euch sehr im Wege, aber das ist schon recht so, es soll euch daran erinnern, daß es einmal schöner und gemächlicher auf der Welt war. Mögt ihr rennen und rennen, hier mitten unter euch hält die Zeit ihr Mittagsschläfchen. Eine ehrwürdige Wanduhr tickte dazu, und ein Aufzug kommt heraus und ruft die Stunden. Aber es sind andere Stunden als eure . . .

Aber die Leute mit den schnellen Stunden ließen nicht lange mit sich spaßen. Der Verkehr wuchs, ein neues Straßenbahngeleis sollte